

## Werk

**Titel:** Notizen

**Jahr:** 1925

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?51032052X\\_1925\\_0014|log22](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?51032052X_1925_0014|log22)

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

## Notizen.

Karl Schmitt, Politische Romantik. 2. Aufl. München und Leipzig 1925, Duncker u. Humblot. 234 S.

Die überaus große und ständig anwachsende Literatur über das Zeitalter und das Lebensgefühl der Romantik ist von einer auffälligen Uneinheitlichkeit der Gesichtspunkte und Resultate. Einmal dadurch, daß die historische Abgrenzung der romantischen Generation in der Vielfältigkeit dichterischer, kritischer, religiöser, philosophischer und politischer Äußerungen erheblichen Schwierigkeiten begegnet; sodann dadurch, daß der geistige Mittelpunkt, das Wesensmerkmal des Romantischen, der Begriff »Romantik« sehr verschieden gefaßt wird; und schließlich, weil Zu- oder Abneigung gegenüber dem so oder so gesehenen Komplex eine erhebliche Rolle spielt. Man hat versucht, sich dieser Verwirrung zu entziehen, indem man den Namen und die Bezeichnung Romantik ausschaltet; mit der meiner Ansicht nach schiefen Begründung, daß die Zusammenfassung einer Reihe von Menschen unter die »romantische Schule« u. dgl. nicht von diesen Individuen selber, sondern von Gegnern oder jedenfalls von Außenstehenden

vorgenommen worden ist. Aber die Propagierung des »Romantischen« durch jene, die Tendenz zu dem in der Weltliteratur als Romantik Herausgehobenen, die faktische Behauptung, als Erben und Fortbildner der gefundenen Werte zu wirken, die Aufstellung eines romantischen Ideals, das alles würde diesen Ausweg abschneiden; und prinzipiell und mit Hinsicht auf die historische Begriffsbildung und Terminologie würde man bei einem solchen Vorgehen schließlich auch nicht von Klassik, Mystik, Sturm und Drang usw. sprechen können, weil oder wenn die unter diese Namen und Begriffe eingeordneten Menschen und Zeiten sich nicht selber als klassisch, mystisch, stürmerisch u. dgl. ausdrücklich legitimiert hätten. Die Forderung bleibt bestehen, die Mentalität, weltanschauliche Haltung und geistige Struktur eines Typus, einer durch bestimmte Gemeinsamkeiten verbundenen Gruppe, einer »Zeit« begrifflich zu fixieren, und es kann dabei leicht der Fall eintreten, daß Personen als nur an der Peripherie stehend sich erweisen, die einen Platz in der Mitte für sich in Anspruch nehmen oder genommen haben; d. h. daß vermeintliche Klas-

siker, Mystiker, Romantiker usw. von den »echten« und wirklichen zu scheiden sind. Es ist ja allerdings bei der Konstatierung des für einen Typus oder eine Epoche »Wesentlichen« durch eine Formel oder Definition unvermeidbar, daß mit der Vereinheitlichung des Mannigfaltigen einzelne Züge und Eigenschaften, die zwar vorhanden, aber nicht charakteristisch sind, ausfallen; und es ist billig, demgegenüber von der Vergewaltigung des Konkreten und Realen zu sprechen, — eine Argumentation, mit der man besonders die »Unfaßbarkeit« des Romantischen gern zu retten sucht. Es ist auch zuzugeben, daß niemals eine absolute Eindeutigkeit und eine völlig definitive Definition sich herstellen läßt, vor allem mit Hinsicht auf die »proteische« Natur des Romantischen; aber die Notwendigkeit, sich Rechenschaft über die Romantik als Zeit und als Typus zu geben, wird damit nicht weniger dringlich.

Vielleicht bedeutet das zugleich und gerade für uns Heutigen: Rechenschaft zu fordern von der Romantik, d. h. sie zu fragen nach ihrem Wesen und nach ihrem Wert; nicht nur zu konstatieren, referieren und analysieren, sondern die Geltung zu bestimmen, die der romantischen Mentalität innerhalb eines Systems von »Lebensformen« zukommt, — eine Stellungnahme, die an sich keineswegs zu einer »blutleeren« Definition zu führen

braucht. Damit wäre jedenfalls einer unverbindlich etablierten Neuromantik (ein geistreicher Gelehrter nennt sie Neuro-Mantik) das Wasser abgegraben, und die allzu blumigen oder blaublumigen Darstellungen könnten »immer nach Hause« gehen.

Ohne mich im übrigen auf die große und breite Romantikliteratur einzulassen und ohne natürlich ihre Qualitäten blind zu leugnen, möchte ich in diesem Zusammenhang die ungeweine Bedeutung von Karl Schmitts Buch betonen; keineswegs in unbedingter Zustimmung zu allen seinen Thesen und Urteilen, vielmehr und besonders aus der Erkenntnis des prinzipiell Wichtigen an diesem Versuch, Wesen und Wert der Romantik zu bestimmen. — Möglicherweise hat der Titel und der »Stoff« des Werkes es verschuldet, daß die vor sechs Jahren erschienene 1. Auflage vorwiegend die politischen Historiker beschäftigte<sup>1)</sup>, möglicherweise auch gingen Literaturhistoriker aus Scheu vor Begriffen oder aus mangelndem Sinn für Niveau mit ganz wenigen Ausnahmen daran vorüber, wie es sich auch verhält: die Tatsache, daß hier von einer höchst beachtlichen geistigen und ideengeschichtlichen Perspektive aus eine scharfsinnige Begriffsbestimmung des Romantischen gegeben wird und daß die Romantik als eine Form des weltanschaulichen Verhaltens selbst damit zur Diskussion oder zur Entscheidung

1) Selbst da, wo die Verfasser sich dessen nicht bewußt zu sein scheinen, ist die Wirkung von Schmitts Buch unverkennbar; so etwa auf P. R. Rohden und seine Einführung zum 11. Bande der »Klassiker der Politik« (De Maistre, Berlin 1924), oder, bei aller Verschiedenheit der Resultate, auch auf Kurt Borries (Die Romantik und die Geschichte, Berlin 1925), der Schmitt allerdings, wenn auch absprechend, in einer Anmerkung zitiert.

steht, muß energisch unterstrichen werden. Daneben ist zu konstatieren, daß die neue Gestalt des Buches manche Ergänzungen bietet und durch ein sehr instruktives Vorwort (zuerst veröffentlicht im »Hochland«, November 1924, als »Romantik«) den Zugang erleichtert.

Der Verf. ist aus zahlreichen Publikationen (»Politische Theologie«, »Römischer Katholizismus und politische Form«, »Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus« u. a.) als strenger, an der logisch-juristischen Geschlossenheit des theologischen Systems orientierter Katholik bekannt, und seine Antipathie gegen die Romantik ist weitgehend darin begründet; aber es wäre sehr verfehlt, aus diesem Umstande einfach inadäquate Resultate erschließen zu wollen. Denn einmal könnten die katholisierenden Tendenzen und Konversionen namhafter Romantiker zu der Annahme einer geistigen Verwandtschaft von Romantik und Katholizismus führen und haben dazu geführt; und zum andern ist nicht die konfessionelle, sondern die prinzipiell-philosophische und weltanschauliche Stellungnahme maßgebend für Sch.s Definition des Romantischen. Was die einzelnen Romantiker zum Katholizismus hinzog und hinziehen konnte, ist durchaus ersichtlich, wenn auch der Verf. die ästhetischen Momente des katholischen Ritus und die Kunstfreudigkeit der katholischen Kirche für diesen Fall zu unterschätzen scheint; aber nicht weniger die Tatsache, daß die im Katholizismus endenden Romantiker aufhören, Romantiker zu sein, daß ihrem Wesen nach Romantik und Katholi-

zismus divergierend und unvereinbar sind (vgl. S. 9, 76, 96). Ein solches Resultat ergibt sich aus der berechtigten und notwendigen Frage nach der Metaphysik der Romantik, nach ihrem Verhalten zur Welt und ihrer Vorstellung von einer letzten Instanz. Die Antwort bezieht die geläufigen Begriffe eines romantischen Subjektivismus und Aesthetizismus ein, aber sie hebt sie zugleich heraus aus der Sphäre allgemeiner Descriptionen und weist ihnen ideengeschichtlich und systematisch einen neuen, scharf umgrenzten Ort an. Romantik ist subjektiver Okkasionalismus, lautet die Formulierung. Der Begriff der occasio verneint den Begriff der causa (S. 22, 120 f., 123 ff., 135 ff.) und setzt an die Stelle der berechenbaren Ursächlichkeit und schließlich der bindenden Norm das Gelegentliche und Zufällige, den Anlaß. Gott ist in den Systemen des Okkasionalismus, trotz theologisch-moralischer Reservate etwa in der Philosophie des Malebranche, das in seinen Entschlüssen freie Wesen, die absolut überlegene Instanz, der die Welt oder alles in der Welt zum bloßen Anlaß seiner alleinigen Wirksamkeit dient. Die Motivation bleibt im Ungewissen, der Augenblick des Handelns indeterminiert, und mit Hinsicht auf die Wechselwirkung von Leib und Seele, des Körperlichen und Geistigen erweist sich Gott als das »höhere Dritte«, in dem die Gegensätze nicht sowohl ausgetragen als beseitigt sind. Eine derartig typisch okkasionalistische Vorstellungsweise findet Sch. in der Romantik, mit dem Unterschied, daß hier das einzelne und iso-

lierte Subjekt die Rolle Gottes übernimmt und sich selbst die Willkür des Gesetzlosen vorbehält, die Möglichkeit, die Welt und alles in ihr Vorkommende zum Anlaß unendlicher Produktivität zu machen, zum »Anfang eines unendlichen Romans«. Zwei neue Realitäten scheinen den Rang Gottes einnehmen zu wollen, das Volk und die Geschichte, aber auch sie sind nur Hintergrund, nicht Fundament des Handelns; und ohne konkrete Entscheidung und ohne Konklusion reserviert sich der Romantiker die Progression in ein höheres Drittes, weicht dem Entweder-Oder aus, negiert System, Konsequenz, Bindung, Norm und proklamiert die Freiheit des genialen Subjekts und die Selbst-Herrlichkeit des Vermögens, eine höhere, wahre, echte Welt zu erschaffen. Der Begriff und die Dezision des Religiösen müssen hier degenerieren und gegenstandslos werden, wo die schöpferische Innerlichkeit, d. h. die *Phantasia*, zum Träger der Existenz gemacht wird; und wo nichts als dies verkündet wird, da tut sich die gefährliche Region des »privaten Priestertums« auf, — einer Erscheinung, die wesentlich romantisch, neben Ironie, Phantastik, Idyllik usw. die Verzweiflung der abgründigen Isolation in sich trägt. »Man muß die drei Menschen sehen, deren entstelltes Antlitz durch den bunten romantischen Schleier hindurchstarrt, Byron, Baudelaire, Nietzsche, die drei Hohenpriester und zugleich die drei Schlachtopfer dieses privaten Priestertums« (S. 27).

Sch. hat die gemeinsame Basis des romantischen Okkasionalismus, Sub-

jektivismus und Aesthetizismus mit zwingender Deutlichkeit gezeigt und die Eigentümlichkeiten des romantischen Lebensgefühls daraus hergeleitet und erklärt: das mangelnde Verhältnis zur Wirklichkeit, die Ironisierung des Faktischen und Konstanten, die Flucht aus der Gegenwart in die Vergangenheit und Zukunft, die Verdämmerung des Realen in Märchen, Traum, Rausch, die Relativierung aller sachlichen Bezüge durch das punktuelle Subjekt und seine Stimmung, die Auflösung des Objektiven durch die Spiegelung und Widerspiegelung innerer Zustände, die Ersetzung der Gemeinschaft durch das »Gespräch«, — und wesentlich bleibt dabei die ästhetische oder auch ästhetizistische und artistische Haltung des Romantikers, der alles zum Märchen, Roman, Gedicht machen will und von der Phantasie die Erlösung erwartet. Daß »der Dichter den Zufall anbetet« nach Novalis, oder daß nach Fr. Schlegel »die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide«, derartige Aussprüche ließen sich zahllos anführen, und am eklatantesten ist ja Brentanos Godwi, der das moralisch Unvollkommene durch die künstlerische Verbildlichung zu reparieren sucht: man soll etwas nicht gut, sondern schön machen wollen. — Unter solchem Aspekt ist es möglich, die Romantik abzugrenzen gegen andere und typisch verschiedene Weltanschauungsformen, wie etwa die Mystik; nicht nur weil es sich in der Mystik um ein spezifisch religiöses Verhalten handelt, sondern weil die Mystik tatsächlich auf ein bestimmtes Ziel gerichtet ist und stets weiß, wohin der Weg führt und sich entscheidet

für ein völlig außerhalb des Okkasionellen und Subjektiven Stehendes, das nur durch die völlige Vernichtung des Individuellen erreichbar ist. Mystik ist immer orientiert am Kosmologischen, gewissermaßen an einem System metakosmischer Wahrheiten, an der absoluten Konsequenz des zeitlosen Seins; Romantik ist immer »im Werden«, bewegt sich in der »ewigen Agilität« des Chaos (so daß man das romantische Subjekt als Mikrochaos, nicht als Mikrokosmos benennen könnte). — Der Romantiker entgrenzt und verwischt bei aller Betonung des Charakteristischen die sachlichen und begrifflichen Unterschiede, nähert eines dem andern an, identifiziert es durch die beständigen Aussagen, dies sei »nichts anderes als« jenes, und Sch. hat nicht unrecht mit der Folgerung, daß auf diese Weise »die ganze Welt nichts anderes als nichts anderes ist« (S. 111). Demgegenüber war es auch an der Zeit, einmal nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß ein romantisiertes Thema und Objekt, das Mittelalter, eine Ruine u. dgl. nicht selber etwas Romantisches ist; und dem ganzen Komplex der Romantik und ihrem ästhetischen Okkasionismus gegenüber wird man, selbst wenn man dem Verf. nicht in jedem Punkte beistimmt, doch den Ernst und die Schwere des Urteils erwägen müssen, daß in diesem Bereiche religiöse, moralische, politische, wissenschaftliche Entscheidungen und Maßstäbe keine Stelle haben (vgl. S. 21, 175 f.). Und man mag über den Rang und Wert der eigentlich romantischen Leistung, der romantischen Kunst und schließlich auch der Kunstkritik an-

ders denken als Sch., so enthebt das doch niemanden der Notwendigkeit einer Besinnung und Stellungnahme zu der hier vorgenommenen Einordnung der Romantik in den geistigen Kosmos und seine Gliederung; auch wenn man, oder fast gerade wenn man sich nicht zu dem theologischen System des Verf. bekennt.

Ich verzichte darauf, auf die Feststellungen Sch.s im Bereiche des Politischen einzugehen, obwohl schon die Abhebung Adam Müllers, Fr. Schlegels u. a. von Burke, Bonald und Maistre dazu Anlaß geben könnte. Nur die Bemerkung scheint mir zum Ganzen notwendig, daß die Schärfe der begrifflichen Argumentation auch bestehen könnte, wenn der Verf. dem Irrationalen und Atheoretischen als Faktor der Weltanschauung und des Weltbewußtseins mehr Raum und Geltung einräumen würde. Zum mindesten würden dann einige Züge an dem Irrationalismus der Romantik noch deutlicher hervortreten, die Vorstellung eines »Schicksals«, die Angst und das Grauen vor einem Uebersubjektiven, einer unheimlichen, unerkennbaren, dämonischen Macht, die in das Leben der Menschen eingreift und es beherrscht. Hier scheint mehr vorzuliegen als eine Ironisierung des ironischen Subjekts durch die Wirklichkeit, nämlich das Gefühl der Abhängigkeit von einer objektiven Realität, und Werke Tiecks, Brentanos, Hoffmanns könnten als Beispiel dienen für diese »Dämonologie« oder die »Geisterfurcht, die vor sich selber schaudert« (Jean Paul). Wenn auch die Romantik dem Dualismus auszuweichen sucht in ein höheres Drittes:

der Dualismus als solcher, die Tatsache und das Bewußtsein der Gebrochenheit und Gespaltenheit des Seienden, die seelische Zerrissenheit der auf unfestem Boden gehenden Menschen, das ist die Folie und nicht nur die Folge des okkasionellen Subjektivismus. Und wie sich bei Malebranche die objektive Realität der »ewigen Ordnungen« hinter dem freien Tun Gottes erhält, so, nur ins Irrationale übersetzt, ein dunkler Weltgrund hinter der Willkür der Individuen in der Romantik. Allerdings, und das mündet wieder in die Definition Sch.s ein, diese Kraft und Gewalt, die mit den einzelnen zu spielen scheint und seinem Tun und Leben den Halt nimmt, manifestiert sich für die Romantiker vorwiegend wieder selbst als etwas Punktuell und Okkasionelles. Nicht als »das Göttliche« und seine prädestinierende Ordnung, auch nicht als Moira oder Nemesis, sondern als eine Vielheit subjektiv-willkürlicher Wesen, Geister, gespenstischer Kreaturen, die alles zum Anlaß, zu einer beliebigen und zufälligen Gelegenheit ihres Wirkens machen: ein subjektiviertes Schicksal, das sich an den Subjekten beweist, und das die Romantiker gern durch Vergleiche aus der ästhetischen Sphäre, der Posse, Grotteske, Komödie benennen. Darum ist auch die wertherische Verzweiflung nicht romantisch, weil dort die größte und allgemeinste, autonome Realität, die mit menschlichen Begriffen nicht meßbare Natur, hier eine gleichsam personifizierte Willkür, feindlich und boshaft, mit den Personen schaltet. Immerhin, die Irrationalität der »Welt« und das meta-

physische Bewußtsein einer in und mit der Welt vorhandenen Dissonanz gehören zur romantischen Mentalität, als seelische Tatsachen, auf denen erst der keineswegs nur ästhetisch definierbare Begriff des Tragischen beruht. Nach dieser Seite wären die höchst substanziellen und fruchtbaren Darlegungen Sch.s einer Ergänzung fähig.

Dresden. Chr. Janentzky.

Georg Stefansky. Das hellenisch-deutsche Weltbild. Einleitung in die Lebensgeschichte Schellings. 1925. Verlag von Friedrich Cohen in Bonn.

Das Werk ist als Präludium zu einer Schellingmonographie gedacht. Die Persönlichkeit des Philosophen soll aus der Mitte seines Wesens gedeutet werden. Es gilt das eigentümlich »Schellingsche«, den objektiven Wert der Kulturerscheinung Schelling zu verdeutlichen, der in der einzigartigen Verbindung des hellenischen Lebensideals mit dem deutschen Geiste zu suchen ist, die in einer ästhetisch-religiösen Metaphysik ihren Niederschlag gefunden hat. Diese Metaphysik reift sich aus zu jenem mythologischen Pantheismus, in dem sich die Gestalt des Dionysos mit der Gestalt Christi begegnet.

Philosophisch in allen anderen historischen Wissenschaften, sucht die Biographie die Beziehung der Individualität zu den übersinnlichen Mächten zu verdeutlichen, das Individuum in seiner Bindung an das Ewige und das Ewige in der konkreten Gestalt des Individuums uns vor Augen zu führen.

Lebt doch der Ewigkeitsgehalt einer großen Kultur vor allem in den universalen Persönlichkeiten. So wird in der Entfaltung der Individualität Schellings die Geschichte der großen Bewegung dargestellt, der er angehörte.

Hineingestellt in den Gegensatz der Lebensanschauungen von Kant und Goethe, suchte sich Schelling mit diesen beiden größten Mächten der deutschen Kultur auseinanderzusetzen. Das ästhetisch-hellenische Lebensideal hatte in Winckelmann seine Erneuerung erfahren und nach den verschiedenartigen Deutungen von Lessing und Herder in der Kunst unserer großen Dichter poetische Gestalt gewonnen. Goethes Werke ließen aber auch den Glauben an eine neue Metaphysik reifen und zwar an eine Metaphysik des Irrationalen, in dem alles religiöse und ästhetische Leben verankert ist. Diese Wendung wurde besonders durch den Spinozismus begünstigt, dessen emotionale Elemente sich Schelling zu eigen machte und der als tiefe poetische Macht empfunden wurde, obwohl er ursprünglich nicht poetisch gemeint war. Zugleich mit dem irrationalen Entwicklungsbegriff Herders führte der spinozistische Pantheismus mit seiner Idee der *natura naturans* zu der umfassenden Einheit der Geschichtsphilosophie des deutschen Idealismus, mit der die statische Weltanschauung Kants in lebendige Dynamik übergeht, indem sich ein ganz neues Interesse an der Wirklichkeit offenbart. Schelling leitet die ganze Geschichtsauffassung nach der ästhetischen Seite hin und nimmt das hellenische Lebensideal in

seine Gedankenzusammenhänge auf. Natur und Geschichte verhalten sich zueinander wie unbewußte und bewußte Schönheit. Der höchste Standpunkt der Geschichte ist die »historische Kunst«. Die historischen Erscheinungen werden an dem ästhetischen Lebensideal gemessen. So gilt es vor allem auch, das Leben der Nation von seiner ästhetischen Seite aus zu erfassen. Die Philosophie der Kunst als die höhere Einheit von Naturphilosophie und Geschichtsphilosophie ist das höchste Ziel seines philosophischen Strebens. In der Deutung des Genies, das als ein Stück aus der Absolutheit Gottes verstanden wird, offenbart sich der innige Zusammenhang zwischen Kunst und Religion. Alle große Kunst wurzelt im Mythos, und wenn die Naturgötter der Griechen sich historisch wandeln mußten, um poetisch zu wirken, so müssen die idealistischen Gottheiten der abendländischen Welt in die Natur verpflanzt werden, um ihre künstlerische Mission zu erfüllen. Die höchste Aufgabe des deutschen Volkes ist es, eine Nation zu werden, wie es das Volk der Griechen war, nicht durch sklavische Nachahmung, sondern im freudigen Nacheifer aus der Tiefe des eigenen Wesens heraus.

Das tiefe eindringliche Erfassen großer Kulturzusammenhänge, dargelegt in einer Sprache, die wissenschaftliche Strenge mit künstlerischem Ausdruck verbindet, macht die Lektüre dieses Buches zu einem hohen Genuß und läßt von der in Aussicht gestellten Monographie das beste vermuten.

G. M.



Wer Balzac kennt, den mag es zunächst befremden, ihn so einheitlich und geschlossen ausgelegt zu finden, wie es in dem Buch von E. R. Curtius (Bonn 1923) der Fall ist. Und in der Tat ließe sich eine Balzac-Auslegung denken, die aus der Anschauung der schon dem ersten Eindruck deutlichen inneren Form seiner Romane erwachsen zum Mittelpunkt der Deutung so etwas wie ein »Problem Balzac« machte: die hinter die gegebene Erscheinung seines künstlerischen Werkes zurückfragend nach der Art und den Grenzen seiner Gegenwartigkeit kritisch forschte. Das Buch von Curtius hat etwas anderes im Auge: das Balzacsche Werk unserer Gegenwart erst selbst zu erschließen. Seine vorherrschende Tendenz ist daher, die Inhalte der Balzacschen Welt sichtbar zu machen, sie in ihrer Struktur und zusammenhängenden Einheit herauszustellen. Die Ueberschriften seiner Kapitel: Geheimnis — Magie — Energie — Leidenschaft — Liebe — Macht usw. sind in dieser Weise als Titel der wesentlichen Inhalte von Balzacs geistiger Welt zu verstehen. Sie sind keine willkürlich — oder der Einheit einer mythischen »Gestalt« zuliebe — gewählten pathetischen Worte, sondern verlangen eine strengere Auffassung: wie Balzac Welt und Dasein sieht, ist in diesen Begriffen fixiert. Ihr Nebeneinander ist — recht verstanden — bereits das Wesentliche der Deutung selbst: der Deutung der Erscheinung Balzac als einer Welt — und zwar der »modernen Welt« schlechthin, der Welt, in der der heutige Leser lebt und deren Sprache er

spricht. Zu Diltheys Worten: »Wir harren des Dichters, der uns sage, wie wir leiden, genießen und mit dem Leben ringen« bemerkt Curtius: Aber ist nicht Balzac selbst dieser Dichter?« Diese Bemerkung ist charakteristisch für die leitende Hinsicht von Curtius' Balzac-Auslegung. Die wissenschaftlichen Mittel dieser Auslegung sind die unserer Gegenwart, aber einer Gegenwart, die sich nicht im Abstand des Heute gegenüber dem Damals sieht und von daher ihre methodische Grundstellung bestimmt, sondern die sich selbst als Ausformung und Entfaltung der in Balzacs Erscheinung und Werk liegenden Kräfte versteht. Es stimmt zu dieser Position, wenn Curtius im weitesten Ausmaße der Selbstauslegung Balzacs nachgeht und ihren Tendenzen folgend zur Deutung seines künstlerischen Werkes zu gelangen weiß.

Die Frucht dieser methodischen Haltung ist ein Bild von erstaunlicher Einheit und Geschlossenheit, das dem zusammenschauenden Verständnis des heutigen Balzac-Lesers gute Dienste leistet. Als ein Musterstück dieser Auslegung wird besonders ein Kapitel wie »Energie« zu werten sein. Auch wird man nicht sagen können, daß dieses Bild von Balzac dem historischen Balzac nicht gerecht würde. In gewisser Betrachtung ist Balzac das gewesen, als was er sich sah und als was Curtius ihn darstellt. Gleichwohl haftet an dieser methodischen Position eine grundsätzliche Schwierigkeit. Curtius' Darstellung ist getragen von einer letzten Endes ungeschichtlichen Selbstbestätigung der modernen Welt. Er nimmt — und in ihm nimmt sich

diese Welt als eine letzte nicht weiter zu befragende Gegebenheit und in gleicher Selbstverständlichkeit nimmt sie Balzac als ihren Dichter. Man wird nicht bestreiten können, daß Balzacs Stellung zur Politik, wie sie Curtius herausarbeitet, »modern« ist, daß etwa in seinem Enthusiasmus für den Positivismus der Wissenschaft das Pathos der modernen wissenschaftlichen Kultur vorauslebt. Aber ist das Gefühl, sich bei Balzac in einer ihrer wesentlichen Strukturen nach bekannten Welt zu befinden — ein Gefühl, dem sich wohl kein Leser des Curtiusschen Buches entziehen kann — ist dieses Gefühl und diese Erkenntnis das letzte Wort der Gegenwart über Balzac? In der Möglichkeit, in einem Dichter, den schon bald ein Jahrhundert von der Gegenwart trennt, gleichwohl den Dichter dieser Gegenwart selbst zu sehen, dürfte ein Problem liegen, das ebensowohl ein Balzac-Problem ist, wie ein Problem der gegenwärtigen Kultur. Balzac will die »Menschliche Komödie« als ein Bild der Welt, in der er lebte, verstehen, und Curtius folgt ihm darin, sofern er ein Bild der Welt, in der wir leben, darin wiedererkennt. Aber auf dem Boden der Curtiusschen Leistung wird so sichtbar, was — weit über die Frage der Balzac-Auslegung hinaus — eine Aufgabe des geschichtlichen Verstehens bleibt: an dem, was die Gegenwart als ihr Eigentum beansprucht, die Selbstausslegung dieser Gegenwart zu erschüttern.

Hans-Georg Gadamer.

Karl Siegel, »Grundprobleme der Philosophie«.

Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1925. XI und 218 Seiten.

An guten, ja vortrefflichen Einführungen in die Philosophie ist kein Mangel. Allen aber fast ist gemeinsam, daß sie nicht so sehr in die Philosophie einführen, als in eine Philosophie, in jene Richtung der Philosophie nämlich, welcher ihr Verfasser angehört. Das ist nicht immer Absicht, auch nicht Mangel an Objektivität, sondern nur die natürliche Folge davon, daß es eben ungemein schwer ist, der Vielspältigkeit der Ansichten auf allen berührten Gebieten gerecht zu werden. Eine Behebung dieser Schwierigkeit ist nur auf die Weise möglich, daß man das Schwergewicht nicht so sehr auf die Problemlösungen legt als auf die Probleme selbst und auch hier wieder dem Leser nicht die fertigen, in ihrer gegenwärtigen Form ja auch wieder historisch bedingten Fragen vor Augen führt, als vielmehr ihn unvermerkt dazu bringt, diese Fragen selbst zu stellen. Diesen Weg hat der Verfasser des vorliegenden Buches mit Glück eingeschlagen. Ausgehend von ganz elementaren Erwägungen zeigt er, wie auf allen Gebieten der Natur und des Geisteslebens Fragen sich aufdrängen, welche mit den Mitteln der Einzelwissenschaften nicht gelöst werden können, die sich aber auch nicht umgehen lassen, wenn man nicht in Unklarheiten und Widersprüchen stecken bleiben will. Das Buch zwingt so gewissermaßen den denkenden Leser an seiner Hand jenen Weg in die Tiefe anzutreten, welcher auch der Weg echter Philosophie ist: vom Tatsächlichen zum Prinzipiellen und von hier zu immer Prinzipiellerem. Vom

psychophysischen Problem führt der Gang der Untersuchung über die Psychologie und Kulturwissenschaft zur Naturphilosophie, welche mit besonderer Liebe behandelt ist, um in den Grundproblemen der Erkenntnistheorie zu gipfeln und mit der Erörterung ethischer Fragen zu schließen. Wenn das Buch auch seiner ganzen Tendenz nach vor allem für weitere Kreise von Gebildeten bestimmt ist, so fehlt es doch in ihm auch nicht an Ansätzen zu selbständiger Weiterführung der Probleme: so, um nur einzelnes hervorzuheben, in Hinsicht der Theorie des Gedächtnisses, des Vitalismusproblems, der Zeit- und Kausalvorstellung, des Realitätsbegriffes, des Wertbewußtseins und der Frage der Willensfreiheit. Realismus und Idealismus, Mechanismus und Evolutionismus, Determinismus und Indeterminismus kommen zu Wort und werden in ihren Grenzen und ihrer relativen Berechtigung sorgfältig abgewogen. Aber auch dort, wo der Verfasser Neues zu sagen hat, ist die Darstellung so klar und einfach gehalten, daß ihr auch der nicht vorgebildete Leser zu folgen vermag. Nur in Hinsicht der Geübtheit in mathematisch-physikalischen Gedankengängen wird hie und da vielleicht etwas zu viel vorausgesetzt. Das Buch zählt in seiner didaktisch vorzüglichen Methodik zu den besten Einführungen in die Philosophie; es wird vielen Gebildeten, welche sich in ihr zu orientieren wünschen, als zuverlässiger Führer willkommen sein.

Wien.

R. Reininger.

Hermann Hefele. Das Wesen der Dichtung. Fr. From-

manns Verlag (H. Kurtz). Stuttgart 1923.

Der Autor geht neue Wege, um zum Verständnis der Dichtung zu gelangen. Es handelt sich weder um eine Aesthetik mit ihrer abstrakten Normativität noch um Kunstwissenschaft mit empirischer Psychologie, sondern um die Deutung der Dichtung im Sinne einer Philosophie der Kunst. Es wird nicht gezeigt, wie ein Werk der Dichtung entsteht, sondern die eigentümliche Schaffensmethode des Künstlers wird aufgewiesen, nicht als empirischer Prozeß, sondern als ein typischer geistiger Vorgang, der sich in sinnvoller Weise nach ästhetischen Regeln vollzieht. Um den künstlerischen Gestaltungsprozeß zu verdeutlichen, ist es notwendig, die Elemente aufzuweisen, aus denen sich das Kunstwerk aufbaut. Dazu genügt keineswegs die allgemeine Unterscheidung von Form und Inhalt, die ja nur als Grenzbegriffe bezeichnet werden können, sondern es ist notwendig, die verschiedenen Forminhalte herauszustellen, die zwischen der reinen Form und dem reinen Inhalt stehen. Begriffe wie Erlebnis, Stoff, Gehalt und Idee werden einer scharfsinnigen Analyse unterzogen, und es wird gezeigt, wie die überwiegende Betonung des einen oder anderen Faktors zu den verschiedenen Typen künstlerischer Gestaltung führt, wie in dem einen Werk das Erlebnis noch in seiner Unmittelbarkeit aufbewahrt ist, in anderen der Gehalt, die äußere Form oder die Idee das Entscheidende und Wesentliche ausmacht. Was wir als Klassik und Romantik, als Realismus und Idealismus zu unterscheiden pflegen,

wächst aus diesen Grundelementen aller künstlerischen Gestaltung hervor.

Durch eine solche Philosophie der Kunst, wie sie Hefele inauguriert, ist eine neue fruchtbare Behandlung der Dichtung gewährleistet. Die Aesthetik vermag nur die allgemeinen Formen oder Kategorien der ästhetischen Gestaltung aufzuweisen, von denen aus ein Eindringen in die eigentümliche Kunstgestalt unmöglich ist. Die Literaturgeschichte neigt dazu, eine klare Stoffanalyse unter Berücksichtigung der äußeren Form des Kunstwerkes an die Stelle der Deutung des ästhetischen Gehaltes zu setzen und die Einseitigkeit der literarischen Fragestellung verfällt gar zu leicht auf die unfruchtbare Einflußtheorie, die dem originalen Künstler gegenüber ohne Belang und den anderen gegenüber unnötig ist. Das Werk von Hefele vermag eine ungemein fruchtbare Wirkung auf die Literaturgeschichte auszuüben und viel zum Verständnis der Dichtung beizutragen.

Die schöne Form, in der dieses Werk geschrieben ist, verleiht ihm einen ganz besonderen Zauber. Die reiche und ausdrucksvolle Sprache des Verfassers vermag Dinge zu sagen und zu berühren, die die Enge des Begriffes nicht zu fassen vermag. Die Form ist in jeder Weise dem schönen und bedeutenden Inhalt angemessen.

G. M.

Dr. Dr. F. H o l l d a c k, Prof. an der Hochschule in Dresden, G r e n z e n d e r E r k e n n t n i s a u s l ä n d i s c h e n R e c h t s. Leipzig. Meiner 1919. 289 S.

Anlaß und Endzweck dieses Buchs

ist eine Streitfrage des Seerechts i. w. S. Sie wird aber von breiter rechtsphilosophischer Grundlage aus behandelt. Diese Tatsache gibt Anlaß, die Leser des Logos auf Holldacks Buch hinzuweisen. Zu oft orientiert bloß der Titel. Es geht uns dann die gute fachwissenschaftliche Arbeit verloren, welche die Bedeutung der methodologischen Fragen für die Praxis im einzelnen faktisch dartut. In vorliegendem Werk breitet sich die ganze Problematik der juristischen Tätigkeit allmählich vor dem Leser aus. Die tragische, unaufhebbare Spannung zwischen klassisch gebundener Haltung im Gegebenen und ideenhafter Bewegung, zwischen der Notwendigkeit endlicher Setzungen und der Aufgabe unendlichen Fortgangs findet sich nicht bloß theoretisch an den Einzelfragen der Rechtsphilosophie und juristischen Methodik erörtert, sondern in der Art der Behandlung geradezu exemplifiziert. Es wäre zu wünschen, daß das bereits vor Jahren erschienene Buch, vielleicht mit einem etwas allgemeineren Titel, unter Berücksichtigung der jüngsten rechtsphilosophischen Literatur, neu herauskäme. Derartige Muster juristischer Kasuistik aus den ersten Prinzipien heraus sind selten genug.

Emge.

J o h a n n e s v. K r i e s, A l l g e m e i n e S i n n e s p h y s i o l o g i e. Leipzig, 1923. F. C. W. Vogel. 299 Seiten.

Die medizinische Wissenschaft hat die großen theoretischen und praktischen Erfolge im 19. Jahrhundert zweifellos ihrer vornehmlich natur-

wissenschaftlichen Orientierung zu verdanken. Dieser alle logischen und erkenntnistheoretischen Betrachtungen förmlich perhorreszierenden Schule folgt offenbar in den letzten Jahren eine den Geisteswissenschaften näherstehende, die — um es auf eine kurze Formel zu bringen — nicht mehr in erster Linie den Bazillus und seine naturwissenschaftlichen Bedingungen, sondern ebenso sehr und mit einiger Bevorzugung den Menschen, seine Struktur und deren Anlage zum Gegenstand der Forschung macht.

Während die frühere Periode notgedrungen rein mechanistisch orientiert war und deshalb mit möglichst primitivem erkenntnistheoretischem Rüstzeug auszukommen suchte, sieht man sich heute genötigt, biologisch-teleologisch zu forschen. Während in der früheren Periode der Materialismus die gewiesene Weltanschauung des Mediziners war, steht der in den Gedankengängen der aufkommenden Richtung erzogene Arzt geisteswissenschaftlich begründeten und damit auch idealistischen Anschauungen nicht mehr grundsätzlich ablehnend gegenüber. Fraglos ist damit die medizinische Wissenschaft philosophischen Problemen wieder näher gekommen.

Solcher Wechsel in der Gesamtorientierung einer Wissenschaft ist nicht nur der Medizin eigen, von ihr wird aber die Medizin doch in besonderem Maße betroffen. Das beweist die Geschichte, das macht verständlich der Gegenstand der medizinischen Wissenschaft: der Mensch in seiner naturgebundenen und seiner geistesbeherrschenden Doppelseitigkeit.

Nach Anlage und Erziehung können

Logos, XIV. 2/3.

nur wenige Mediziner der aus dieser Forschungsaufgabe sich ergebenden Doppelpflicht gerecht werden. Die einen werden dilettantisch philosophierende Mediziner, die andern laienhaft heilkundige Philosophen. Jene werden von der Kaste der Philosophen abgelehnt, diese von den Medizinern der Schule geflissentlich übersehen. Zu den wenigen Medizinern, die jene Doppelaufgabe der Heilkunde, die natur- und geisteswissenschaftliche Erforschung des Menschen zu vereinigen verstehen, ohne dabei den ärztlichen Boden zu verlassen, gehört v. Kries. Er hat deshalb nie das Gehör der medizinischen Wissenschaft verloren; ob er in den Kreisen der Philosophen die verdiente Beachtung gefunden hat, bleibe dahingestellt.

Als Physiologe war er für die besagte Aufgabe in besonderem Maße ausgerüstet und erwarb sich sehr bald einen Ruf auf erwähntem Gebiet, den er sich bis heute in den Kreisen der Mediziner zu wahren verstanden hat. Seine naturwissenschaftlich-physiologischen Forschungen auf dem Gebiete der Sinnesfunktionen führten ihn zu erkenntnistheoretischen Fragestellungen. Diesen ging er nicht aus dem Wege, sondern griff sie auf, verarbeitete sie, ohne jedoch auch nur für kurze Wegstrecken die Grundlage aller medizinischen Erkenntnis, die unbeeinflusste Beobachtung, aufzugeben. Es ist ein — jedenfalls für den Mediziner — ästhetischer Genuß, zuzusehen, wie v. Kries ausgehend von einer physiologischen Beobachtung ihre logischen Möglichkeiten erwägt und diese wieder an der Beobachtung überprüft. Man sieht förm-

lich gleichwie in einer physiologischen Vorlesung, wie die zu besprechenden Erscheinungen gleichsam in einem Experiment zerlegt werden, in ihren Entwicklungen beobachtet, beschrieben und wie mit den sich ergebenden Daten gleichwie mit Gedankenobjekten experimentiert wird. Diese Arbeitsmethode wird für den Mediziner die natürliche sein, sie ist minutiös und vorsichtig abwägend; die Lektüre seiner Arbeiten verlangt wie eine durch Experimente unterstützte Vorlesung die gespannteste und zugleich eine kritische Aufmerksamkeit. Das gilt für alle seine Arbeiten, so auch für die allgemeine Sinnesphysiologie. Es ist unmöglich, den Reichtum der Beobachtungen und der daran anknüpfenden Erwägungen, die alle Gebiete der Sinnesfunktionen betrifft, ohne sich mit experimentellem und sonstigem Detail zu sehr zu belasten, zu erschöpfen. Besonders sei hingewiesen auf das Kapitel: Empfinden und Wahrnehmen (S. 98—140). Sehr bedeutsam erscheinen uns ferner die Hinweise auf »Scheinfragen« und »Scheinurteile«, deren Bedeutung durch die vornehmlich erkenntnistheoretischen Arbeiten des Logikers v. Kries bereits in früheren Schriften klargestellt war. Auch die der Logik (Mohr, Tübingen, 1916) entnommene Einteilung der Urteile in Real- und Reflexionsurteile bewährt sich vortrefflich. Ueber seine Gesamtanschauungen hat v. Kries in einer Selbstdarstellung (Medizin der Gegenwart, 4. Bd. S. 125—187, Leipzig 1925. Felix Meiner) ausführlich referiert. Diese enthebt uns eines ausführlichen Referates. — Als Ergebnis der allge-

meinen Sinnesphysiologie bezeichnet v. Kries den Nachweis »des überall bemerkbaren Hineinragens der Sinnesfunktionen in die höheren psychischen Betätigungen, der untrennbaren Verknüpfung, der mannigfachen Verflechtung, die zwischen diesen beiden Gebieten besteht« S. 292. — Die Frage, wie wir den »Zusammenhang des Physischen und Psychischen aufzufassen und darzustellen haben, muß stets in erster Linie unter erkenntnistheoretischen oder logischen Gesichtspunkten geprüft werden« S. 294. »Die Erfahrungen der Sinnesphysiologie ermutigen wohl in dem Bestreben, das Verständnis der seelischen Erscheinungen auf der Grundlage materieller Gesetzmäßigkeiten wenigstens als letztes Ziel ins Auge zu fassen«, eine »solche Anschauung bringt uns nicht in die Gefahr, in die Gedankenlosigkeit eines groben Materialismus früherer Jahrzehnte zu verfallen«. S. 295. Freilich, so meint v. Kries, »ist in der Philosophie unstreitig zur Zeit das Interesse für die logischen Fragen durch die Beschäftigung mit anderen Gegenständen, wie den Wertproblemen, aber auch gerade der psychologischen Forschung mehr oder weniger zurückgedrängt«. S. V. Wie dem auch sei, der allgemeinen Sinnesphysiologie gebührt ein Platz unter den Werken, die die moderne Psychologie fundamentieren sollten.

Dem Philosophen sind die Werke v. Kries' das beste Beispiel bedeutsamer philosophischer Leistung eines Mediziners, dem Mediziner ein Vorbild für die philosophischen Belange seiner Wissenschaft.

Dr. med. Carl Coerper, Düsseldorf.